# Spannend bleibt es bis zum Schluss

Eine Expedition zum Baruntse im Himalaya mitten in der Pandemie

Autor: Lukas Neugebauer

Fotos: Lukas Neugebauer und Gerhard Osterbauer

**[Das Wagnis]**

In Zeiten der Pandemie auf Expedition zu fahren, ist das mutig, oder dumm? Gerald sagte mir am Anfang als erfahrener Expeditionsbergsteiger „eine Expedition ist dann gelungen, wenn fast alles beinahe schief gegangen ist“.

Mutig wäre daher auf Expedition zu fahren und dabei mit einem weiteren Risiko umgehen zu müssen. Dumm wäre ein Scheitern nicht einzukalkulieren. Das Risiko, dass eine Expedition nicht gelingt, ist ohnehin sehr hoch. Es gibt tausend Gründe, warum der Plan nicht aufgeht und man besser zu Hause bleibt. Auf Expedition zu fahren ist daher immer ein Wagnis, wo das Ergebnis oft im Unbekannten liegt. Und wenn die Zeit eine Gelegenheit bietet, auch trotz Corona-Pandemie zu wagen, warum sollte ich diese dann nicht nutzen?

*Abbildung 1: Stupa Bodnath, Kathmandu*

Im Frühling 2021 war das Reisen noch immer stark eingeschränkt, aber es gab ein paar „Schlupflöcher“, durch die sich Teile der Welt entdecken ließen. So flog ich mit diesem Extrarisiko des Scheiterns im Gepäck mit meinen Freunden Gerhard und Gerald Mitte April für fünf Wochen nach Nepal, um meine erste „echte“ Expedition auf den Baruntse (7129m) zu starten. Wir planten eine Trekkingrunde, an der sowohl der Mera Peak (6461m) zur Akklimatisation, als auch unser Hauptziel, der Baruntse-Gipfel, lag. Die Runde sollte von Lukla (2860m) über Süden durch das Hinku Tal über

den Pass Mera La (5415m) und den Mera Peak ins Baruntse Basislager (ca. 5450m) führen. Dort wollten wir innerhalb einer Woche mit zwei Hochlagern auf den Gipfel des Baruntse steigen und in einer zweiten Woche über den Pass Amphulaptsa (5845m) und durch das Khumbu Tal wieder zurück nach Lukla wandern.

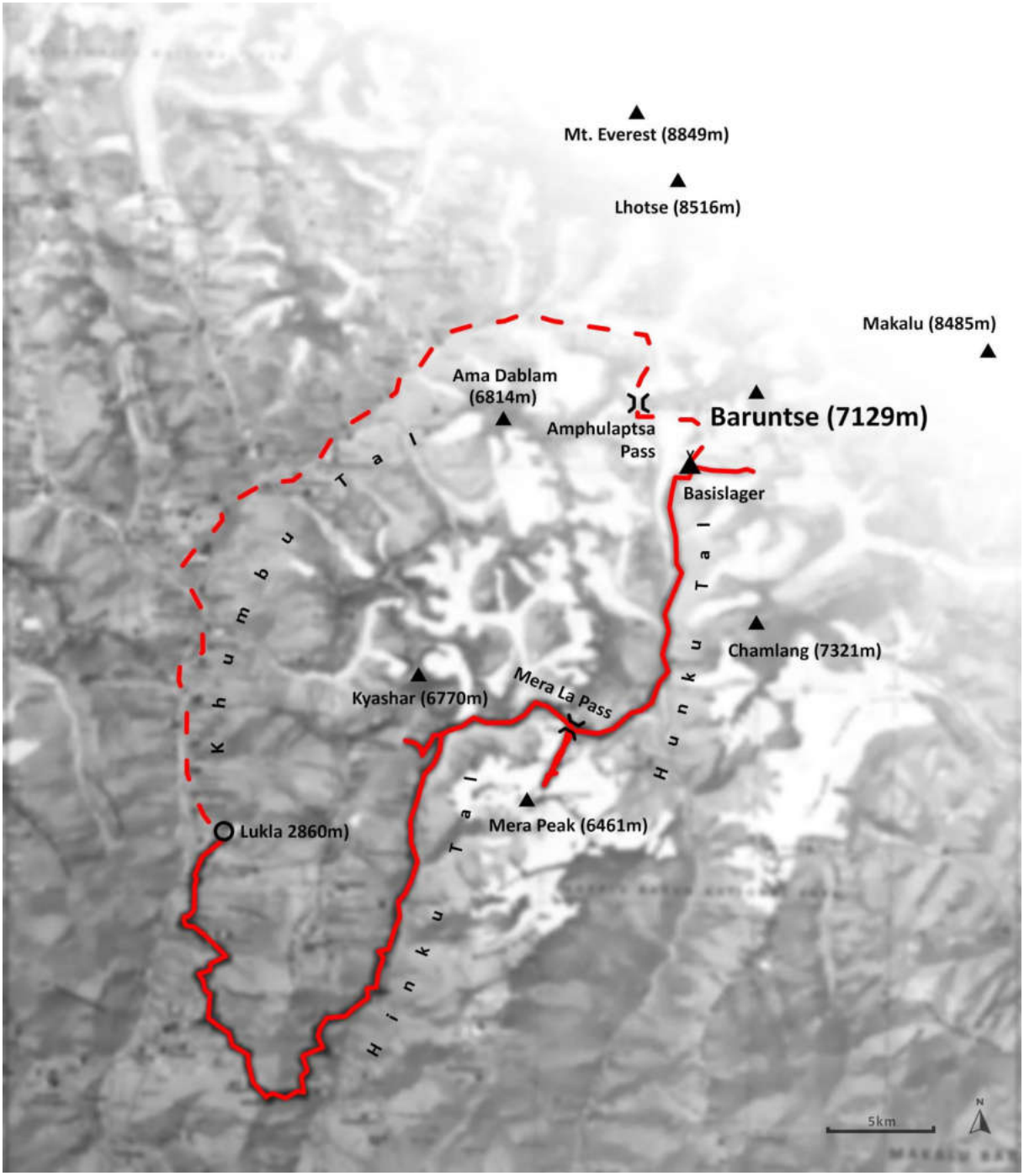


*Abbildung 2: Trekkingrunde der Expedition mit gegangener und geplanter Route (strichliert).*

Die Zeichen standen gut als wir in Kathmandu ankamen. Die Auflagen für die Einreise nach Nepal wurden ständig gelockert und die Stimmung war aufstrebend, endlich wieder eine normale Bergsaison zu beginnen. Weniger erquicklich war der PCR-Test im Hotel, der bei Gerhard Nasenbluten verursachte, da die Krankenschwester fast schon mit Gewalt das Stäbchen in die Nase stach. Trotz Entschuldigung der Krankenschwester rann das Blut und Gerhard war ziemlich verärgert

über ihre Ungeschicktheit. Das negative Testergebnis erlaubte uns folglich die Expedition anzutreten. Getestet wurden jedoch nur Tourist*innen aus dem Ausland; für nepalesische Expeditionsteilnehmer*innen war dies scheinbar nicht erforderlich.

*Abbildung 3: Die PCR-Test Abnahme in Kathmandu war der Freibrief für die Expedition.*

**Die Logistik**

Bevor es aber endlich nach Lukla losgehen konnte, lernten wir Teile unseres Teams kennen: Dawa Sherpa, Chef der Agentur „Climbalaya“, über den wir alle Informationen rund um die Expedition erhielten, der aber nicht mitfuhr. Homraj war unser Koch für das Basislager. Dawa Phinjo, Ngima und Tshering waren unsere Sherpas und hatten die Funktion inne, uns während der Expedition überall zu begleiten und bis zum Gipfel zu unterstützen, sowie die Übernachtungen in Tea Houses zu organisieren. Das restliche Team bestehend aus Kitchenboy und Träger lernten wir erst im Laufe der Reise kennen. Wer oder wie viele aber letztendlich dabei waren kann ich bis heute nicht sagen, da ich die Anzahl der Träger nie habe gänzlich erfassen können. Aus logistischen Gründen flogen unser Sherpa Tshering und der Koch Homraj einen Tag früher nach Lukla und gingen auch eine kürzere Route zum Fuße des Mera Peaks, um mehr Zeit zum Organisieren der Träger und der benötigten Utensilien fürs Basislager zu haben. Wie genau diese Organisation von Trägern, Ausrüstung für das Basislager usw. funktionierte, entzog sich meinem Verständnis. Später in den Bergen in einer Höhe von über 5000m noch so klar zu denken, dass ca. 12 blaue Plastiktonnen gefüllt mit Essen, Brennstoff, Küchenutensilien, Lagermaterial usw. immer zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort sind und eine Mannschaft von über zehn Personen am Abend satt ist, versteht sich als logistische Höchstleistung. Gemanagt wurde sämtliches Material vor allem von unserem Koch Homraj, aber für ein Gelingen dieser Expedition mussten alle im Team richtig mitspielen. Dass all diese Logistik auch

gut funktionierte, haben wir vermutlich dem Chef der Agentur, Dawa Sherpa, zu verdanken, der seine Mitarbeiter gründlich auswählt und auch entsprechend gut behandelt. Beispielsweise zahlte er seinen Sherpas und sonstigen Mitarbeitern die Hälfte ihres Gehaltes auch im Jahr zuvor aus, obwohl es während des Einreiseverbotes durch Corona keine Arbeit und keinen Umsatz gab. Corona-Hilfen konnte sich niemand in Nepal erhoffen.

*Abbildung 4: Expeditionsteam v.l.n.r.: Dawa Phinjo (Organisator), Gerald, Ngima (Sherpa), Lukas, Gerhard, Homraj (Koch), Tshering (Sherpa) und Dawa (Sherpa).*

**Das Trägerbusiness**

Am 20. April fuhren wir endlich zum Flughafen in Kathmandu und stiegen in das kleine Flugzeug nach Lukla. Der Flughafen von Lukla ist für seine abenteuerliche Start- bzw. Landebahn bekannt. Sie liegt am Berghang und ist schief bergauf gebaut, da es keine flachen Bereiche in der Region von Lukla gibt. So ist auch die Landschaft um Lukla charakterisiert: alles ist steil. Selbst die Talböden bilden unpassierbare Schluchten und jegliche Felder oder Wege sind seitlich in die Berghänge gebaut.

*Abbildung 5: Das Bergdorf Lukla ist nur per Flugzeug oder zu Fuß erreichbar.*

Als ich aus dem Flugzeug stieg musste ich mich anstrengen den Kopf soweit in den Nacken zu legen, damit ich bis auf die Gipfel der umliegenden Berge schauen konnte. Und dabei waren das erst irgendwelche 6000er. Nach einem „Morning Tea“ und dem Verkosten des Frühstücks für die nächsten drei Wochen, begann nun der entspannte Teil der Reise. Trekken, Fotos machen, wandern, genießen und entspannen. Das war so entschleunigend, dass es mir bald schwer fiel mehr als nur ein Ding pro Tag zu tun.

*Abbildung 6: Tagelanges Trekken, auch bei Regen.*

Unser Weg führte entlang der bewaldeten Hänge auf und ab, wir gingen von Tea House zu Tea House in Begleitung von unseren beiden Sherpas Dawa und Ngima. Wir wanderten nur mit Tagesrucksäcken, wobei es hier große Diskrepanzen gab: Gerald war der Sparsame aber hatte den größten Tagesrucksack. Eigentlich passten 85 Liter hinein, aber 1 Liter Trinkwasser und eine dünne Daunenjacke waren seine einzigen Utensilien während des Wanderns; somit war sein Rucksack quasi leer. Mein Rucksack war mit seinen 40 Litern Volumen mit verschiedenen Objektiven, Kameras, Stativ, 2 Liter Wasser und jeglicher Notfallausrüstung, sowie warmen Gewand vollgepackt. Es fühlte sich schon fast nach einer Mehrtagestour an. Aber nur fast, weil den Schlafsack, die Isomatte und jegliche sonstigen Komfortgegenstände trugen die zwei Träger Duryadhan Rai und Yambahadur Rai täglich für uns. Deren Gepäck war jeweils etwa 30 kg schwer. Ich bekam auf der einen Seite sofort ein schlechtes Gewissen, dass jemand anderer mein Gepäck trägt, nur damit ich lustig auf einen Berg gehen kann. Auf der anderen Seite tragen Duryadhan und Yambahadur schwere Lasten bereits seit sie klein sind, da auf den Wegen in Nepals Berglandschaften Fahrzeuge nicht fahren können und Lasttiere nur bedingt weiterkommen. Sie können mit ihrer Trägerdienstleistung außerdem ein Einkommen generieren, das sie in der ökonomischen Hierarchie etwas nach oben steigen lässt. Dennoch wunderte ich mich, als ich mitbekam, dass Duryadhan und Yambahadur bei unserem Sherpa Ngima darum baten, „double load“ (ca. 60 kg) tragen zu dürfen. Mehrere Tage 60 kg über Pässe zu schleppen und dabei dem Risiko ausgesetzt zu sein bei einem Fehltritt abzustürzen, kann sich doch niemand wünschen können, dachte ich mir. Etwas später erfuhr ich, dass „double load“ auch „double money“ bedeutet und sie den Aufstieg in der Ökonomie wichtiger sahen, als einen gesunden Rücken. Die Wirklichkeit und die ökonomischen Verhältnisse hinter dem Trägerbusiness sind natürlich wesentlich komplexer und vor allem für mich als Österreicher sozialisierungsbedingt nicht unbedingt nachvollziehbar oder logisch.

*Abbildung 7: Träger Duryadhan Rai mit "double Load" (ca. 60kg).*

**Die Höhenprobleme**

Wir kamen auf unserem Weg jeden Tag etwas höher hinauf. Doch die Höhe ist ein Hund. Das ist für mich zwar nichts Neues, aber erstaunlicherweise jedes Mal eine Überraschung. Höhenakklimatisation ist wie Klettern in der Halle nach einer langer Kletterpause: ich wüsste genau wie jeder Zug geht, aber mangels Kraft geht kaum etwas voran. Als wir in Tangnag einen Akklimatisationstag einlegten und versuchten auf einen kleinen Vorgipfel zu steigen, musste ich extrem langsam gehen, damit mein Schädel nicht explodierte, obwohl die Beine mit dem an diesem Tag nur leichten Rucksack vor Kraft strotzten. Am liebsten wäre ich auf den unbenannten Vorgipfel entlang eines Rückens hinaufgerannt. Besonders viel Disziplin benötigte ich, als ich sah, wie Ngima und Dawa ohne jegliche Anzeichen von Akklimatisationseinschränkungen davon spazierten. Vor zehn Jahren hätte ich diese Geduld nicht aufgebracht langsam diesen Bergrücken bis auf etwas über 5000m hinauf in Zeitlupe zu gehen. Ausgezahlt hatte sich der Aufstieg aber schon allein wegen der imposanten Aussicht auf die steile Westwand des Mera Peaks. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen mit dem Fernglas komplexe Kletterrouten zu suchen, wo große Vorbilder wie ein David Lama oder Hansjörg Auer ihren Spaß gehabt hätten. So viel Kletterpotenzial an einem Ort und so nahe vor der Nase war überwältigend.

*Abbildung 8: Westwand des Mera Peaks.*

Ich hatte auf alle Fälle mehr Zeit über diese Wände nachzudenken, als sie zu betrachten, da das Gehen schon einem meditativen Zustand glich. Bei der ersten Pause wurde ich herausgerissen, trank einen Liter Tee und spürte anschließend mein Kopfweh etwas weniger. Ich konnte mir paradoxerweise regelrecht mein Kopfweh wegtrinken. Aber weiter oben auf ca. 4800m merkte ich, dass jeder Schritt in die Höhe mein Kopfweh um ein Vielfaches potenzierte, das ich dann später unten wieder in Tangnag haben werde. Trotzdem ging ich noch auf den geplanten Vorgipfel weiter. Um das Kopfweh dann im Tal etwas abzubremsen, drehte ich nach ein paar wenigen Vorgipfelfotos um und lief schnellen Schrittes wieder hinunter. Am Weg trank ich den zweiten Liter Tee, aber mein Kopf pochte noch immer recht stark.

Ich fühlte mich in der Lodge erschöpft und zwischenzeitlich war mir auch etwas schlecht. Mit Hilfe von viel Tee und einem Abendessen war das Kopfweh zwar noch immer da, aber ich konnte in der Nacht wenigstens schlafen. Ab nun wurde das Kopfweh mein treuer Begleiter auf dieser Expedition.

*Abbildung 9: Lukas mit Kopfweh beim Akklimatisieren.*

**Der Vorgeschmack**

Ein Tag später in Khare auf 4800m verbrachten wir zwei ganze Rasttage, um uns besser zu akklimatisieren, aber mein Kopfweh nahm nicht wirklich ab. Auch hier versuchte ich mit viel Tee und ausnahmsweise Kakao gegenzusteuern. Das Essen in den Tea Houses schmeckte mit zunehmender Höhe immer langweiliger und war im Grunde auch immer dasselbe. Insofern freuten wir uns sehr, als wir in der Speisekarte das Wort „Pizza“ lasen, das uns als angenehme Alternative zu Reis oder Nudeln mit Ei und/oder Käse auffiel. Die Freude über eine Pizza war jedoch schnell verschwunden, als wir eine ca. 15 cm breite Brotscheibe bestehend aus dem nepalesischen Brot Chapati auf unseren Tellern vorfanden. Statt der Tomatensauce war das Chapati mit Ketchup bestrichen und mit Karfiol und Yakkäse belegt. Es schmeckte sogar ganz ok, aber definitiv nicht nach Pizza.

Nachdem schon nicht die Kulinarik das Highlight in Khare war, konnten wir uns zumindest an diesen Rasttagen mit der Außenwelt connecten. Für umgerechnet 7€ kaufte ich mir einen sechzehn Stunden lang gültigen WLAN Zugang. In diesem doch recht beliebten Tal hatten die Nepales*innen eine Kette von Empfangsmasten von Lukla bis nach Khare gebaut, damit die Tourist*innen ihren Liebsten schreiben und sogar mit ihnen telefonieren können. Wir bekamen über das Internet recht bald mit, dass eine zweite Corona-Welle Nepal erreichte. Wir lasen von Lockdown-Plänen für Kathmandu und den ersten Corona-Fällen im Everest Basislager. Dabei dachten wir uns noch, wie froh wir sind hier in den einsamen Bergen zu sein, weit weg von all dem und ohne Masken und Furcht vor Ansteckungen, unsere Expedition genießen zu können. Wir wussten, dass wir sicher waren, da ja nur getestete Tourist*innen auf Expedition fahren durften. Aber warum Corona im Everest Basislager ausgebrochen war, wo doch eigentlich auch alle Tourist*innen getestet sein müssten, war uns ein Rätsel. Wir suchten nach Erklärungen, wie „dort sind ja viel mehr Menschen“ und beruhigten uns mit „hier sind wir ja fast allein“. Dass eine andere Expeditionsteilnehmerin, die auch den Baruntse als Ziel

hatte und wir öfters gemeinsam am Tisch gesessen sind, zwei Tage nachdem wir Khare wieder verlassen hatten, aufgrund einer Corona-Erkrankung ausgeflogen werden musste, wussten wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

**Der unterschiedliche Wert eines Menschen**

Wir vergaßen die Nachrichten aus dem Internet über die Pandemie recht schnell und konzentrierten uns auf den weiteren Verlauf unserer Expedition. Es sollte nun erstmals richtig hoch hinauf gehen. Von Khare auf 4800m ins Hochlager des Mera Peaks auf 5800m. So hoch waren wir bisher auf dieser Expedition noch nicht und dann gleich 1000 Höhenmeter zu gehen, klang nach noch mehr Kopfweh.

Wir gingen wieder alle gefühlt in Zeitlupe bergauf und je langsamer wir gingen, desto weniger Kopfweh erhofften wir uns dann im Hochlager. Beim „Crampon Point“ wechselte unsere Route vom Blockgelände auf den verschneiten Gletscher, daher legten wir die entsprechende Ausrüstung an und wechselten auf die Expeditionsstiefel. Gerhard, Gerald und ich waren jeweils mit einem Sherpa am Seil zusammengebunden, mit dicken Schuhen, Steigeisen und sonstiger Hightechausrüstung bestückt und wurden eigentlich nur hinterher gezogen. Alleine mit der Tatsache von jemand anderen den Berg „hinaufgezogen“ zu werden, konnte ich als selbständiger Bergsteiger nur schwer umgehen. Etwas entmündigt fühlte ich mich dabei, wo ich sonst meine Touren selber plane und selbstverantwortlich durchführe. Gerhard hatte mich aber davor gewarnt, wenn ich so eine Expedition machen möchte, muss ich diesbezüglich über meinen Schatten springen.

Mein Stolz war schnell verflogen und wir kamen uns ganz schön schwach vor, als dann unsere beiden Träger Duryadhan und Yambahadur an uns vorbei marschierten mit den Lasten am Rücken, die wir drei im Hochlager benötigen würden. Sie hatten Jeans und Trekkingschuhe mit Spikes an, trugen so viel Gepäck, das wir nicht einmal in der Ebene hätten tragen wollen/können. An ein Seil waren die beiden für den Gletscherweg nicht gebunden und wenn jemand auf einer Schneebrücke einbrechen und in eine Spalte stürzen würde, dann wohl am ehesten einer der Träger. Ich dachte mir, wie unterschiedlich ein Menschenleben auch hier am Berg bewertet werden kann und fühlte mich richtig schlecht. Ich als zahlender Europäer, der so unglaublich wichtige Kunde, der sowieso in Hightechausrüstung gepackt ist und Steigeisen an den Füßen hat, wird ans Seil genommen. Eigentlich sollte es umgekehrt sein, dass die Träger am Seil gehen, da sie mit ihrer ungeeigneten Ausrüstung für den Gletscher sonst keine Chance bei einem Spaltensturz hätten. Der Kontrast in der Ausrüstung und der damit bedingten Risikominimierung zwischen den Trägern und Gästen sowie Sherpas war so extrem und die Situation so pervers, dass ich heulen hätte können. Ich versuchte krampfhaft zumindest einen kleinen Ausgleich zu schaffen, indem ich mit Gerhard gemeinsam einen unserer Teleskopstecken jedem der beiden Träger gab. Außerdem borgte ich einem der Träger meine dicken Handschuhe, da er auf den Fingern fror.

*Abbildung 10: Träger ohne Seil oder Bergausrüstung steigen zum Hochlager des Mera Peaks auf.*

**Das Hochlager**

Nach einigen Stunden Aufstieg im Hochlager angekommen fielen wir schwachen Gäste in bereits aufgestellten Zelten auf Matten, während sich die beiden Träger wieder an den Abstieg machten. Der Wind hatte in der Zwischenzeit zugenommen, das Whiteout war dasselbe wie zuvor und deren Ausrüstung hatte sich auch nicht geändert. Sofern ich noch denken konnte auf dieser Höhe, war mir klar, dass hier in diesen hohen Bergen die verhältnismäßig ökonomisch Reichen, wie ich, die aller schwächsten und die größten „Looser“ sind. Daheim hatte ich noch trainiert, mich fit gefühlt, war voller Motivation nach Nepal geflogen und hatte mit Gerhard zuvor diskutiert, ob wir nicht ein paar Träger und Sherpas weglassen könnten, um etwas Geld zu sparen. Mit Hilfe seines großen Erfahrungsschatzes für Expeditionen blieben wir bei dem großen Team und darüber war ich nicht nur dankbar, sondern fühlte mich schuldig. Denn nicht die Träger oder die Sherpas kommen mit den großen Geschichten nach Hause, sondern wir, die Schwachen, Abhängigen, die die nur unverschuldet mehr Geld besitzen, um sich solche Lächerlichkeiten, wie eine Expedition, leisten zu können. Vielleicht wäre es angebrachter die Geschichten der wirklichen Helden, der Nepales*innen, zu erzählen.

Eine solche Geschichte habe ich aus dem Hochlager am Mera Peak mitgenommen als ich einen Blick in das Kochzelt machte, um herauszufinden, wo unser Essen da oben herkam. Dieses Essen wurde uns sogar, wie in einem Restaurant ins Zelt gebracht. Ich ertappte mich dabei, dass ich froh darüber war nicht aus dem Zelt kriechen zu müssen, um zu essen oder überhaupt erst das Essen selber kochen zu müssen. Aber als ich meine Nase in dieses Küchenzelt steckte, wurde ich fast umgeworfen. Es stank extrem nach Benzin und mein Kopfweh verstärkte sich augenblicklich. Ich konnte es keine 30 Sekunden lang darin aushalten. Die Köche, so wurde mir erzählt, verbrachten jeweils zwei Wochen hier heroben, kochten täglich für Bergtourist*innen, die eigentlich zu schwach sind selbstversorgend

auf den Mera Peak zu steigen und holten sich dabei wahrscheinlich leichte Kohlenmonoxidvergiftungen.

*Abbildung 11: Kochzelt im Hochlager des Mera Peaks.*

Ich dachte, wir als Bergsteiger*innen und „Kunden“ dieser Industrie sind normalerweise unfähig auf diesen hohen Bergen und sollten, meiner Meinung nach, dann auch nicht hier sein. Ob es sich für den einen oder anderen Nepalesen auszahlt seine Familie alleine zu Hause zu lassen, um zwei Wochen im Hochlager zu kochen und dabei seine Gesundheit zu gefährden, kann ich nicht beurteilen, da mir diese Reise in Nepal leider nur einen winzigen Einblick dieser komplexen Welt bot. Vielleicht ist es auch nicht so negativ, wie mir es vorkam. Vielleicht ist es ein Privileg in einem Hochlager kochen zu dürfen. Aber das sind Spekulationen, die mir verborgen blieben. Nur wegschauen konnte ich durch meine humanitäre Sozialisierung deswegen nicht.

Das hier oben gekochte Essen schmeckte trotz Benzingeruchsküche und der unglaublichen Höhe erstaunlich gut, aber dennoch konnte ich nur wenig davon einnehmen. Denn je höher wir kamen, desto langsamer waren unsere Körperfunktionen, und so auch die Verdauung. Gerhard und ich teilten uns eine Portion und schafften davon nur die Hälfte. Es schmerzte mich dadurch noch mehr, die andere Hälfte wieder zurück zu geben, nachdem ich bereits sah, wie umständlich dieses wertvolle Essen gekocht wurde.

**Der Neuschnee**

Um 1:00 Uhr in der Früh bekamen wir abermals Essen und heißen Tee ins Zelt geliefert und um 2:00 Uhr waren wir bereits mit Steigeisen angezogen bereit für den Gipfeltag auf den Mera Peak. Trotz der Dunkelheit konnten wir grob die Bergumrisse erkennen, denn der weiße Schnee erhellte die Landschaft. Es hatte sogar Neuschnee und leider ziemlich viel, sodass unsere Sherpas spuren mussten und nur sehr langsam vorankamen. Während wir im Aufstieg eine nette kleine Lichterkette bestehend aus Stirnlampen bildeten, begann es wieder zu schneien und die Temperatur sank weiter.

Irgendwann, kurz bevor die Sonne aufging, war es dann so kalt, dass unsere 8000er-Expeditionsschuhe und die dicken Jacken nicht mehr reichten und wir trotzdem froren. Wir konnten einfach nicht schnell genug gehen, dass sich der Körper durch die Bewegung aufwärmen würde. Denn mit jedem Höhenmeter fühlten sich die Schritte immer anstrengender an und der Tunnelblick verstärkte sich. Ich dachte an die anderen Bergsteiger*innen, die wir in Khare trafen, die komplett erschöpft vom Mera Peak zurückkamen und mit dem Hubschrauber nach Lukla gebracht werden mussten und fragte mich, ob ich auch zu einem dieser werden würde? Die Höhe und der viele Neuschnee, sowie die schlechte Sicht forderten uns ziemlich heraus. Gute Bedingungen sind definitiv etwas anderes.

*Abbildung 12: Lukas beim Aufstieg Richtung Mera Peak am frühen Morgen.*

Als ich langsam Gleichgewichtsstörungen bei mir bemerkte, verkündete ich in unsere Gruppe, dass nun der Punkt gekommen sei, an dem ich meine Höhenkrankheit nicht weiter strapazieren möchte. Auch Gerald war motiviert umzudrehen. Außerdem fehlten uns noch ca. 300 Höhenmeter bis zum Gipfel und die Aussicht dort oben würde vermutlich ohnehin keine sein. Nur Gerhard wäre gerne noch weiter gegangen, aber konnte aus logistischen Gründen nicht: Ngima und Tshering waren zu zweit vorausgegangen, um den Weg zu spuren, aber trotzdem so viel schneller als wir mit Dawa, dass wir keinen Kontakt mehr herstellen konnten. Gerhard wollte über diesen mit Spalten durchzogenen Gletscher nicht alleine hinauf gehen und so drehten wir gemeinsam um und stiegen ins Hochlager ab.

*Abbildung 13: Zurück im Hochlager des Mera Peaks.*

Mit dem Gefühl wahrscheinlich nichts verpasst zu haben und froh zu sein, die Energie für den Baruntse aufzusparen und definitiv nicht zu jenen vorher erwähnten Bergsteiger*innen aus Khare zählen zu müssen, die sich überschätzt hatten, lagen wir den restlichen Vormittag im Zelt. Erst etwas später kehrten wir im erneuten Whiteout mit Hilfe von unseren GPS-Geräten zurück zum Pass Mera La und stießen dort auf unsere Träger, die Material heute über den Pass schleppten. Der Anblick, als wir die Träger im Nebel auftauchen sahen, erinnerte nicht nur an den Aufstieg ins Hochlager, sondern war für mich noch extremer. Mit ihren niedrigen Schuhen und Jeans kämpften sie sich knietief durch den unverspurten Neuschnee, der über Nacht gefallen war, mit Ladungen am Rücke, die etwa doppelt so groß und schwer waren wie am Vortag. Jetzt hatten sie „double load“. Sie kamen äußerst langsam und mühsam voran, sodass wir sofort zu ihnen gingen, unsere Sherpas und wir ihnen Last abnahmen und teilweise mit Wanderstecken versorgten. Gemeinsam schafften wir es dann über den Pass und kamen ziemlich müde (auch die Träger) im nächsten Lager in Kongmadingma auf der anderen Seite des Passes an.

*Abbildung 14: Träger mit Riesenlast am Pass Mera La.*

**Das Märchen**

Ab nun hatte sich der ganze Stress vom Berg gelegt und wir wanderten die nächsten Tage durch das einsame und friedliche Hunku Tal zum Basislager des Baruntse. Wie bereits am Anfang unseres Trekkings fiel mir auf, wie entspannt und ruhig das Wandern und wie gestresst und problematisch das Bergsteigen war. Ich fragte mich immer wieder wieso wir uns das antun und ich mich immer wieder in solche Stresssituationen zurück werfe? Ist es das wert? Und wie so oft gibt es darauf keine befriedigenden Antworten, denn wenn ich aus emotionalen Gründen in die Berge gehe, kann ich die Warum-Frage nicht mit Pragmatismus beantworten.

*Abbildung 15: Trekking im Hunku Tal zum Baruntse Basislager.*

Im Basislager hatten wir genügend Zeit über solche und andere Fragen im Leben nachzudenken, zu debattieren und alles wieder und wieder zu kauen. Denn das Wetter machte uns einen ziemlichen Strich durch die Rechnung. Der pensionierte Expeditionsmeteorologe Karl Gabl erstellte uns Privilegierten einen zugeschnittenen Wetterbericht, aber ändern konnte er das Wetter natürlich auch nicht. Scheinbar blieb noch länger eine recht instabile Luftmasse über dem gesamten Himalaya, die dafür verantwortlich war, dass wir jeden Tag Neuschnee und immer wieder recht kurz Sonnenschein hatten. Nur der Wind fehlte. Das war zwar angenehm, aber ohne Wind konnte diese Luftmasse auch noch länger über uns verweilen. Anstatt Akklimatisationsrunden zu drehen, lebten wir das Basislagerleben: Die Hauptbeschäftigung war Kakao trinken und die Nebenbeschäftigung Tee trinken. Trotz dieser intensiven Hydrierung ließ das Kopfweh wenig nach und ich war froh noch nicht ins erste Hochlager zu müssen. Immer wieder als nette Abwechslung empfanden wir Besuche von Mitgliedern anderer Expeditionen, die auch im Basislager auf bessere Bedingungen warteten.

*Abbildung 16: Gerald und Lukas im Essenszelt des Basislagers erschöpft mit Kopfweh.*

Neben den täglichen Diskussionen über das Leben und die Welt, hatten wir Pläne für einen Aufstieg geschmiedet, sie verworfen und wieder welche geschmiedet. Zuerst funktionierte die Aufteilung nicht welches Expeditionsteam die Fixseile für den Gipfelgrat installieren würde. Scheinbar scheiterte es dabei an der Fähigkeit mancher Sherpas sowie der Bezahlung. Jene, die Geld erhalten hatten, um die Seile zu installieren waren nicht fähig und die, die es könnten wollten nicht, da sie nicht dafür bezahlt wurden. Letztendlich war dies ein Politikum in Kathmandu, ein Streit zwischen den Expeditionsagenturen, der uns so manche Satellitentelefonate nach Kathmandu kostete. Bald bekam ich schon einen Zorn auf diese Fixseile und dachte mir, wieso gehen wir nicht einfach im Alpinstil hinauf. Wenigstens sollten wir uns doch zumindest selbständig sichern können am Berg, wenn wir schon nicht kochen oder ein Zelt aufstellen.

Dann wurde das Wetter nicht besser und alle Lösungen für das Seilproblem waren umsonst. Als wir endlich ein Wetterfenster prognostiziert bekamen, brachte uns letztendlich dann die Realität wieder auf den Boden zurück: Alle geschmiedeten Pläne, alle Befürchtungen, warum der eine oder andere Plan nicht aufgehen könnte, wurden zu Nichte gemacht. Das Märchen war zu Ende, das Spiel am Berg vorbei, denn die Außenwelt hatte uns eingeholt.

*Abbildung 17: Basislager; links hinten die Baruntse Westwand.*

In der Nacht bevor wir endlich losstarten wollten, um einen Gipfelversuch in Angriff zu nehmen, hörten Gerhard, Gerald und ich einige unserer Mannschaft und auch andere Personen in Zelten äußerst viel und ungewöhnlich husten. In der Früh sind dann Ngima, Dawa und ich in Richtung des ersten Hochlagers gestartet, aber ich stellte bereits am Fuße des Gletschers fest, dass die beiden Sherpas schwächer waren als sonst. Sie gingen sogar langsamer als ich und husteten wie wild. Ich erhob die Theorie, dass nun auch bei uns im Basislager Corona ausgebrochen war. Die meisten, bis auf Gerhard, Gerald und mich, hatte es möglicherweise erwischt. Denn wir drei schliefen in eigenen Zelten und waren maximal zu dritt länger gemeinsam im Essenszelt. Alle anderen, wie Sherpas, Träger, Koch usw. durchmischten sich auch viel mit anderen Expeditionsmenschen und saßen gerne am Abend gemeinsam in ihren Zelten beisammen. Mittlerweile wussten wir auch schon über die Bergsteigerin Bescheid, die aufgrund ihrer Corona-Erkrankung aus Khare hatte ausgeflogen werden müssen. Ihre Sherpas saßen auch nicht nur einmal mit unseren Sherpas gemeinsam am Tisch oder eng zusammen in der warmen Küche in einem Tea House. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich unsere Sherpas und auch das restliche Team angesteckt hatte war recht hoch. Außerdem riefen wir uns in Erinnerung, dass vor der Expedition nur die Gäste aus dem Ausland einen negativen PCR-Test vorweisen mussten, aber nicht die Nepales*innen.

Folglich gingen Dawa, Ngima und ich wieder zurück ins Basislager, um mit den anderen die Lage zu besprechen. Gefühlt war dies bereits die hundertste Krisensitzung auf dieser Expedition, aber zumindest blieb es aufregend bis zum Schluss. Letztendlich entschieden wir uns, obwohl wir nicht feststellen konnten, ob der Zustand unseres Teams Corona-bedingt war oder nicht, die Expedition abzubrechen und einige von uns aus den Bergen fliegen zu lassen. Wir hätten mit oder ohne Corona nicht auf den Baruntse steigen können, denn unsere Sherpas waren zu krank, was auch immer die Ursache war.

*Abbildung 18: Dawa überlegt am Gletscher aus gesundheitlichen Gründen umzudrehen.*

Zwei Tage später kam endlich der Helikopter und brachte Dawa, Ngima, Tshering, Gerald, Gerhard und mich zurück nach Kathmandu. Auf dem Flug verabschiedeten wir uns etwas traurig von unserem Ziel und waren schlagartig aus einer komplexen Berglandschaft, in die hektische Welt von Kathmandu geworfen. So gerne wäre ich zumindest bis ins erste Hochlager gegangen, so gerne hätte ich die Trekkingrunde über den Amphulaptsa Pass fertig gemacht, aber auch das konnten wir nicht riskieren, da wir nicht wussten, ob wir uns vielleicht auch mit Corona angesteckt hatten, aber noch keine Symptome zeigten. So viele Anstrengungen, so viele Überlegungen und Pläne blieben da unten im Basislager des Baruntse liegen, während wir davonflogen. Ich dachte dabei über Geralds Aussage am Anfang nach und musste feststellen, dass auch eine Expedition dann schief gelaufen ist, wenn alles beinahe gelungen wäre. Gerald würde an dieser Stelle sagen: „ob diese Expedition gelungen ist oder nicht, hängt davon ab, was das Ziel war“. Ich fragte mich, ehrlich zugegeben, am Rückflug nach Kathmandu wirklich, was eigentlich das Ziel war. Ganz klar und offiziell war es der Gipfel des Baruntse. Aber wenn ich etwas tiefer in mich hineinhorchte und mich an meine Gedanken vor der Expedition erinnerte, dann fiel mir wieder ein, dass ich hier war, um ein Abenteuer zu erleben und neue Erfahrungen zu sammeln. Insofern, hatte Gerald recht, die Expedition war auch für mich gelungen.

*Abbildung 19: Der Hubschrauber holt uns aus dem Basislager und fliegt uns nach Kathmandu.*

**Epilog**

In Kathmandu wollten wir dann Gewissheit. Wir wollten wissen, ob unsere Entscheidung richtig war und hatten auch sehr bald die PCR-Testergebnisse der Sherpas: alle waren negativ! Die Bestürzung verflog sehr schnell, denn wir waren äußerst froh, dass sie kein Corona hatten und auch ein paar Tage später wieder gesund waren. Ich erinnerte mich, dass wir auf den Baruntse in deren Zustand so oder so nicht gekommen wären. Also hätten wir höchstens deren Unwohl aussitzen können, um das Wetterfenster zu verpassen. Hatten wir dennoch zu früh reagiert? Im Grunde hatten wir nicht viele andere Möglichkeiten als die Expedition abzubrechen und ich glaube ich hätte es wieder getan, wäre ich nochmal in dieser Lage, ohne dem Wissen warum es unseren Sherpas nicht gut ging.

Der abenteuerliche Aspekt dieser Expedition verfolgte uns selbst in Kathmandu. Denn die zweite Corona-Welle hatte Nepal stark im Griff und das Land war im Lockdown. Dadurch wurden jegliche internationalen Flüge gestrichen und wir saßen im Hotel fest. Zwei Wochen lang wunderten und ärgerten wir uns wenn ein Flugzeug über unseren Köpfen irgendwohin flog und wir uns fragten, wieso fliegen wir noch immer nicht.

Die Entschleunigung vom Trekking, die ich noch als angenehm betrachtete, war nun so extrem, dass ich jede Tätigkeit, die ich nicht sofort tun musste, mir für den nächsten Tag aufhob, um am Folgetag auch noch eine Beschäftigung zu haben. Der Rhythmus wurde langsam und kam fast zum gefühlten Stillstand, als wir endlich einen Sitzplatz für eine gecharterte Maschine nach Doha hatten. Die Aufregung war groß, aber noch gar nicht darüber, dass wir bald wieder zu Hause sein würden, sondern, weil der Sitzplatz nicht gesichert war. Wir hatten zwar 1100€ zusätzlich für diese Tickets bezahlt, aber dann hieß es, es kam zu einer Überbuchung und wir sollen einen einige Tage später gecharterten Flieger nehmen. Wir lernten auf diesem Weg die Korruption und das Chaos in Nepal kennen. Erst als wir mit viel Nachdruck die Sitzplätze auf dem Flug behalten konnten war noch der

obligatorische PCR-Test notwendig. Es stand uns also nichts mehr im Wege von dieser aufregenden Reise zurück zu kehren. Nur, als dieselbe Krankenschwester ins Hotel kam, die Gerhard bereits vor der Expedition gewaltvoll in die Nase stach, erstarrten unsere Gesichter vor Angst vor dem Stäbchen.

*Abbildung 20: Tshering, Dawa und Ngima wieder gesund in Kathmandu.*